



Sommerliche Lesung von José F.A. Oliver im Garten der Bosch-Villa in Stuttgart, Juli 2018

## »d Hoimet isch au d Sproch« Über Heimat und Sprachwechsel

**Klaus Hübner**

Schon immer, vor allem aber in den gut 75 Jahren nach dem offenkundigen, mit rassistischen Tönen oder Untertönen nicht geizenden Missbrauch des Begriffs in den Jahren des Nationalsozialismus, wird intensiv und kontrovers diskutiert, was Heimat eigentlich bedeuten soll. Man braucht nur in den stets anregenden Schriften des weithin verehrten Tübinger Emeritus Hermann Bausinger zu schmökern, um ein wenig nachdenklich zu werden: Heimat? Was genau ist damit gemeint, und ist das scheinbar Selbstverständliche wirklich für alle Menschen gültig? Für Bausinger ist Heimat eine räumlich-soziale Einheit mittlerer Reichweite, in welcher der Mensch Sicherheit und Verlässlichkeit seines Daseins erfahren kann: »Heimat als Nahwelt, die verständlich und durchschaubar ist, als Rahmen, in dem sich Verhaltenserwartungen stabilisieren, in dem sinnvolles, abschätzbares Handeln möglich ist – Heimat also als Gegensatz zu

Fremdheit und Entfremdung, als Bereich der Aneignung, der aktiven Durchdringung, der Verlässlichkeit.«<sup>1</sup> Das ist nur einer von unzähligen Versuchen, den Begriff konkreter zu definieren. Ganze Bibliotheken hat man mit Reflexionen und Studien über den Heimatbegriff und ein zeitgemäßes Verständnis von Heimat angefüllt, und dennoch ist man einer einleuchtenden und verbindlichen Lösung nur ein paar Schritte nähergekommen. Einmal ganz davon abgesehen, dass es zahlreiche Begriffsverwendungen gibt, die dem üblichen Verständnis überhaupt nicht entsprechen – etwa wenn der zuletzt ebenfalls in Tübingen lehrende Philosoph Ernst Bloch am Schluss seines Hauptwerks *Das Prinzip Hoffnung* als utopisches Ziel nach der Aufhebung der Entfremdung und der Verwirklichung realer Demokratie etwas benennt, »das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.«<sup>2</sup>

## Heimat hat unverbrüchlich mit Sprache zu tun

Kritik an einem allzu simplen Heimatverständnis gab und gibt es genug. Doch selbst wenn Heimat für Martin Walser, jedenfalls vor fünfzig Jahren, »sicher der schönste Name für Zurückgebliebenheit« war<sup>3</sup>, und auch wenn viele Deutsche die kritische Fernsehserie *Heimat* von Edgar Reitz gesehen haben – für die meisten ist nach wie vor klar: Heimat ist dort, wo ich aufgewachsen (nicht unbedingt geboren) bin, wo mir die Umgebung vertraut ist, die Stadt, die Landschaft, wo ich mich auskenne, wo ich vielleicht gute Freundinnen und Freunde habe – und wo meine Sprache gesprochen wird, die auch ein ganz spezieller Dialekt sein kann. Wo meine Wortspiele ankommen, wo meine Witze verstanden werden. Sprachgeschichtlich scheint die Sache klar: »Heimat«, etymologisch aus dem Althochdeutschen abzuleiten, war einfach das Daheim, der Stammsitz – und wandelte sich im Lauf der Jahrhunderte zu einer Bezeichnung für das seelische Bedürfnis des Menschen nach Vertrautheit.<sup>4</sup>

Von den allerfrühesten Geborgenheitserlebnissen ausgehend – bei der Mutter, in der Familie –, wird die Geborgenheitsbeziehung auf andere Bereiche übertragen, darunter eben auch auf die Sprache, die man nicht ohne Grund als Muttersprache bezeichnet. Heimat scheint fest mit einem Ort oder einer Region verbunden zu sein, und Heimat scheint unverbrüchlich mit Sprache zu tun zu haben. Dort, wo meine Sprache nicht verstanden wird, kann ich mich durchaus wohlfühlen – den Spruch »ubi bene, ibi patria« kennen manche noch aus dem Lateinunterricht. Wohlfühlen, ja – aber Heimat? Die fühlt sich für die meisten Menschen immer noch anders an. Und klar ist auch: Heimat in diesem traditionellen Sinne schließt auch aus, denn Menschen aus anderen Ländern und Sprachen haben dort eigentlich nichts verloren, von Ausnahmen mal abgesehen. Heimat bezieht sich auf Sesshaftigkeit und nicht auf Nomadentum. Wir sind wir. Alles klar, oder?

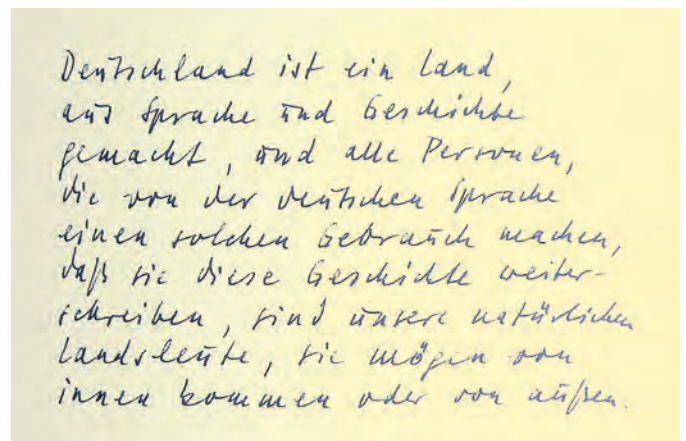
Dass das alles andere als klar ist, macht die »Resolution des Bundes Heimat und Umwelt in Deutschland« vom 27. November 2020 deutlich.<sup>5</sup> »Es gibt und gab zu keinem Zeitpunkt eine homogene Heimat oder eine homogene Kultur«, heißt es dort. Heimat sei ein »fragiles Konstrukt«, und niemand habe das Recht, Anderen die Zugehörigkeit zur Heimat abzusprechen. Eine Abgrenzung gegenüber vermeintlich Anderen, ein Ausschluss vermeintlich anderer Menschen sei nicht statthaft. »Wer hier ist, hat ein Recht darauf, Heimat in Deutschland zu erfahren, zu bilden und hier heimisch zu werden ... Heimat ist eine Einladung. Wir sagen klar: Wer da ist, gehört zur Heimat dazu.« Heimat sei ein offener, sich permanent verändernder Begriff.<sup>6</sup>

Ein solches Verständnis von Heimat folgt den Erkenntnissen, die die Kultur- und Sozialwissenschaften in den letzten Jahren gewonnen haben. Es wird zwar anerkannt, dass man insbesondere in Krisenzeiten, in denen sich Gesellschaften und Individuen in ihren Gewissheiten, in ihren gewohnten Handlungs- und Denkmustern bedroht fühlten, gern auf die Kategorie Heimat zurückgegriffen hat, weil diese Kategorie traditionell als Synonym für Übersichtlichkeit, für Geborgenheit und eben auch für den Ausschluss des Anderen verstanden

worden ist. Doch hat sich in den einschlägigen Wissenschaften eine weitaus komplexere Konzeption von Heimat durchgesetzt, die das Widersprüchliche, das Dynamische, das Hybride in den Vordergrund stellt und angesichts der globalisierten und interkulturellen Gegenwart auf eine statische Gebundenheit an Ort und Raum weitgehend verzichtet. Für gesellschaftliche oder gar ideologische Diskurse, die auf Abschottung vom Anderen pochen, ist diese vielleicht gar nicht so neue, offene Idee von Heimat eine Herausforderung – selbst in Zeiten einer Pandemie, die den Wandel in der Wechselbeziehung zwischen Eigenem und Fremden gerade unübersehbar beschleunigen und viele alte Grenzen oder Pseudo-Grenzen zwischen Menschen obsolet machen könnten. Aber in einer Welt, deren Zukunft ungewiss scheint, und in einem Leben, das sich schneller ändert als man es verstehen kann, empfinden sich offenbar immer mehr Menschen als potentiell heimatlos, und Fragen wie »Wo bin ich heute noch daheim?« oder »Wo wird so etwas wie Heimat künftig möglich sein?« sind von brennender Aktualität. Der Philosoph Wilhelm Schmid sagt: »Das Wesentliche, das allen Heimaten eigen ist, dürfte die Bedeutung sein, die ein Mensch allem und jedem geben kann. Was nichts bedeutet, kann keine Heimat sein.«<sup>7</sup> Demnach könnte alles und jedes zur Heimat werden. Auch die Sprache.

## Sprachwechsel

Wo finden jene Menschen eine neue Heimat, die das Land ihrer Herkunft verlassen und damit, aus welchen Gründen auch immer, ihren angestammten Sprachraum aufgegeben haben? Sprachwechsel haben viele Menschen erlebt, und die SchriftstellerInnen, von denen im Folgenden die Rede sein soll, sind nur ein kleiner Teil davon. Aber ein wichtiger. Wer im neuen Alltag nicht nur einfach klarkommen möchte, auch sprachlich, sondern im neuen Idiom, aus welchen Motiven auch immer, sprachkünstlerisch tätig werden will, für die oder den wird die Sprache fast das Wichtigste im Leben. Bei Joseph Conrad, Vladimir Nabokov, Elias Canetti, Samuel Be-



Aus dem 1983 gehaltenen, im »Merkur« abgedruckten Vortrag »Um eine deutsche Literatur von außen bittend« von Harald Weinrich, auf dessen Initiative die Einrichtung des Adelbert-von-Chamisso-Preises zurückging.

ckett und anderen prominenten Autoren der Weltliteratur war das so. Dass das Kappen von Sprachwurzeln zur Motivation für literarisches Schreiben in einer anderen Sprache werden kann und dass auch die Literatur ein Bereich ist, in dem man sich zu Hause fühlen kann, das haben gerade in den letzten vierzig Jahren zahlreiche SchriftstellerInnen dem mehr oder minder erstaunten deutschsprachigen Lesepublikum vor Augen geführt. Die in einem schon 1984 publizierten Gedicht des Augsburger Poeten Gino Chiellino versteckte Anregung »es ist an der Zeit/sich die Fremde zu nehmen« haben viele KünstlerInnen anderer Muttersprachen produktiv an- und aufgenommen.<sup>8</sup>

Und siehe da: Seit mindestens vier Jahrzehnten ist eine nicht mehr zu übersehende interkulturelle Vielfalt zu einem der vielleicht wichtigsten Kennzeichen deutschsprachiger Gegenwartsliteratur geworden. Die von Schreibenden anderer kultureller Herkunft und meist auch anderer Muttersprache auf Deutsch verfasste Literatur, die 1984 noch eher ein Schattendasein führte, hat inzwischen äußerst unterschiedliche poetische Konzepte entwickelt und damit die deutschsprachige Literatur bereichert und internationalisiert. Einige dieser AutorInnen spielen mittlerweile in der Champions-League der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur ganz oben mit. Terézia Mora, Saša Stanišić, Artur Becker, Feridun Zaimoglu, Rafik Schami, Abbas Khider und viele andere haben sich auf dem Buchmarkt etabliert und stehen mit ihren Romanen, Erzählungen, Theaterstücken und Gedichten im Zentrum der Gegenwartsliteratur deutscher Sprache. Herta Müller, die zwar keinen harten Sprach-, aber einen schockartigen Kulturwechsel hinter sich hat, ist Nobelpreisträgerin geworden. Die zahlreichen AutorInnen, die man oft mit dem seit 2017 nicht mehr existierenden Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung in Verbindung bringt, haben ganz unterschiedliche Lebensgeschichten und entwickelten ganz unterschiedliche Schreibstile – gemeinsam aber ist ihnen die Erfahrung, zunächst Fremdes durch Sprache in Eigenes verwandelt zu haben.<sup>9</sup> Ist ihnen die deutsche Sprache zur Heimat geworden? Manche definieren ihr künstlerisches Selbstverständnis genau so – andere zögern. Die einst fremde Sprache als neue Heimat? Wirklich?

»Bei migrationsbedingtem Sprachwechsel ist eine Übergangsphase von zwei bis drei Generationen die Regel, die häufig charakterisiert ist durch Bilingualismus, vielfältige Bemühungen um Spracherhalt und Orientierung der nachwachsenden Generation auf die (sich faktisch zunehmend abschwächende) »eigentliche« Heimat- bzw. Muttersprache«, heißt es im *Metzler Lexikon Sprache*. Und weiter: »Häufig führt dies zu (mitunter merkwürdigen Formen der) Folklorisierung der aufgegebenen Sprache und der auf sie projizierten Kultur.«<sup>10</sup> Dass dies durchaus so sein kann, sei nicht bestritten – aber ziemlich oft verläuft der Sprachwechsel ganz anders. Speziell bei LiteratInnen. Ein gewiss nicht repräsentatives Extrembeispiel stellt die in Teheran und Berlin aufgewachsene, heute in Schwäbisch Hall lebende Sudabeh Mohafez dar – in ihrer Familie wurden immer schon drei Sprachen gesprochen. »Ich kenne das nicht anders. Für mich ist es so

normal, wie es für andere normal ist, dass bei ihnen zu Hause nur Deutsch gesprochen wird. Also für mich ist es nichts, womit ich mich besonders auseinandersetzen muss ... Was mich eher umtreibt, ist, wie schwierig das offensichtlich für ein monokulturelles Außen ist.«<sup>11</sup> Viel zu oft, sagt Sudebeh Mohafez, werde sie reduziert auf das Kennzeichen »Migrantin«, obwohl das doch nur ein Aspekt ihrer vielfältigen Persönlichkeit sei. Auch die in der Nähe von Split im heutigen Kroatien geborene Marica Bodrožić beklagt das: »Ich kann ... das erotischste Gedicht schreiben, es wird dann trotzdem nach dem Balkankonflikt oder eben nach der Kindheit gefragt.«<sup>12</sup> Dabei sei das, worin sie wohne und sich bewege, doch eindeutig »die deutsche Sprache, und die kann mir niemand wegnehmen«. Wie ein Sprachwechsel zum Schlüssel für eine neue Heimat werden kann, lässt sich bei ihr nachlesen. *Meine Ankunft in Wörtern* lautet der Untertitel ihres Essays *Sterne erben, Sterne färben*, in dem es gleich zu Beginn heißt: »Aber erst in der deutschen Sprache wird mein eigenes Zuhause für mich selbst hörbar.«<sup>13</sup> Damit scheint der Sprachwechsel quasi unumkehrbar, wird hier doch die neue Sprache zu einem existentiell wichtigen Bestandteil der neuen Heimat erklärt. Oder gar zur Heimat schlechthin? Für die aus Teheran stammende Münchner Autorin Ayeda Alavie wohl kaum: »Das Persische sitzt immer wie ein kleiner Kanarienvogel in meinem Herzen und schaut und hört zu, wenn ich auf Deutsch schreibe oder spreche.«<sup>14</sup> Man könne die Sprache allein wohl kaum als Heimat auffassen, meint der im



Sudabeh Mohafez bei ihrer Lesung auf der Frankfurter Buchmesse im Oktober 2016

Polnischen aufgewachsene Wiener Autor Radek Knapp, aber man könne einfach »in sich selbst beheimatet« sein und die eigenen Grenzüberschreitungen und Blickwechsel sprachlich abzubilden versuchen. Falls das gelingt, entstehe eine durchaus besondere Literatur, die »eine mehrfache und vielfältige Beheimatung in der Welt« zum sprachlichen Ausdruck bringe, heißt es in der Einleitung zur Anthologie *Zu Hause in der Welt*, die Topographien einer grenzüberschreitenden Literatur zu vermessen versucht, weil sich die meisten AutorInnen weniger mit einem ortlosen Dazwischen beschäftigen als »mit sehr konkreten Heimaten, die sie in ihren Texten abbilden und zugleich sprachlich erschaffen«.<sup>15</sup>

### Heimat als innerer Ort

Dass Heimat für viele in den deutschen Sprachraum eingewanderte Menschen keinen Verlust, sondern einen Gewinn bedeutet, den die LiteratInnen unter ihnen kreativ umzusetzen und zu gestalten bemüht sind, ist bereits mehrfach festgestellt worden. Die in Budapest geborene, lange Jahre in Stuttgart beheimatete Sprachkünstlerin Zsuzsanna Gahse antwortete auf die Frage, wie viel Heimat in der Muttersprache stecke und ob es möglich sei, diese Heimat in einer neuen Sprache zu finden: »Ein unvergessliches Erlebnis war es, ins Deutsche vorzupreschen. Wie in eine Wolke ging ich in die Sprache hinein, und diese Wolke riss immer mehr auf, und dann konnte ich in der neuen Sprache frei herumspazieren. Unvergesslich ist das Gefühl dieser Unabhängigkeit, nach etwa einem halben Jahr. Aber das Aufreißen der Wolken hört nie auf. Ganz gleich, wie gut man eine Sprache kennt.«<sup>16</sup> Sprachen, so hat sie immer wieder betont, hätten keine Wurzeln, sondern einen Ursprung. »Von dort aus können sie weiterspringen, was sie wirklich tun. Auch Flüsse sind an ihren Quellen nicht verwurzelt. Sie entspringen und fließen weiter.«<sup>17</sup>

Zsuzsanna Gahse besteht darauf, dass Literatur aus Sprache (oder aus Sprachen) gemacht wird und nicht aus den Migrationsgeschichten ihrer VerfasserInnen: »Man klassifiziert ja sonst auch nicht die Literatur der Fischer, der Sänger, der Sportler, sondern es gibt gute und weniger gute Schriftsteller und Schriftstellerinnen, und es ist besser, wenn man sich um die guten bemüht, und da wiederum ist es besser, wenn man darüber spricht, was sie schreiben, wie sie schreiben, und nicht darüber, ob sie Fischer, Sportler oder Ausländer sind.«<sup>18</sup> Die im rumänischen Sibiu (Hermannstadt) geborene, bis zu ihrem neunten Lebensjahr im Banat aufgewachsene und seit vielen Jahren in Freiburg im Breisgau beheimatete Iris Wolff, eine der herausragenden deutschsprachigen Schriftstellerinnen der Gegenwart, formuliert in ihrem Essay *Die Erinnerung besitzt sämtliche Schlüssel* folgende Fragen und Mutmaßungen: »Wo ist man zuhause? An einem bestimmten Ort, im Wechsel der Orte, in der eigenen Familie, in den Dingen, den Träumen, den Jahreszeiten, in der Gemeinschaft oder immer nur bei sich, im Alleinsein? Zu diesen Fragen kommen meine Geschichten immer wieder zurück. Vielleicht weil ich aufgrund der Erfahrung der Auswanderung die Einsicht suche, dass Heimat kein Paradies ist, aus dem ich vertrieben wurde.



**Zsuzsanna Gahse bei der Chamisso-Preisverleihung im Februar 2006 mit ihrem Laudator Péter Esterházy**

Vielmehr ein innerer Ort, den zu entdecken und zu gestalten wir die Freiheit haben.«<sup>19</sup>

Wie man Heimat als »inneren Ort« verstehen kann, »den zu entdecken und zu gestalten wir die Freiheit haben«, macht das bisherige Werk des 1961 als Kind südspanischer »Gastarbeiter« in Hausach im Kinzigtal geborenen und im Laufe der Jahre weit über Baden-Württemberg hinaus bekannt gewordenen José F.A. Oliver ganz besonders deutlich. Seinen 2007 erschienenen Essayband mit dem programmatischen Titel *Mein andalusisches Schwarzwalddorf*, ebenso die 2015 publizierte Essaysammlung *Fremdenzimmer*, kann man allen Menschen empfehlen, die genauer wissen wollen, wie Heimat entdeckt und gestaltet werden kann.<sup>20</sup> Sprache als Heimat? Oder Sprachen? »Längst im Mehrfachen angekommen. Der alemannische Dialekt im ersten Stock, das Andalusische im zweiten. Dazwischen Treppenstufen ohne grammatikalisches Geschlecht.«<sup>21</sup> Oder: »Deutsch und doch nicht deutsch. Spanisch und doch nicht spanisch. In Bewegung: Ich. Dazwischen: Bewusstes ... Wir waren beide auf der Suche nach Sprache ... ich und der Andere.«<sup>22</sup>

Als deutscher Schriftsteller könne er nicht nur »an den dudenkorrekt ausgelegten Richtschnüren einer Sprache entlang schreiben«, sagt José F.A. Oliver. »Die parallele Wahrnehmung zweier Sprachen lässt mich die Dinge und ihre Verhältnisse ständig aus verschiedenen Perspektiven erleben.«<sup>23</sup> Was daraus entstehen kann, ist eine besondere Literatur in deutscher Sprache – besonders vor allem deshalb, weil natürlich auch klar ist, dass Zwei- oder gar Mehrsprachigkeit auf die jeweilige Literatursprache Deutsch, also auf den Sprachstil einer Autorin oder eines Autors, erheblichen Einfluss haben kann und ihre Texte, auch deren Klang und Rhythmus, durch die Erstsprache gefärbt, geformt und verfremdet werden können.



José F. A. Oliver im Gespräch mit Ilija Trojanow auf der Frankfurter Buchmesse im Oktober 2007

Ein konkretes Beispiel: »Mit Knistern in den Lüften flattert ein Flugblatt heran, worauf geschrieben, hier käme uns ein Vogel gelogen.« Ein Vogel kommt uns hier »gelogen«? Sollte es nicht geflogen heißen? Oder gelegen? Oder ist das alles gelogen, weil der Vogel in Wahrheit ein Flugblatt ist, das zwar flattert, aber doch nur lügt? Wie dem auch sei – der letzte Satz des Prosagedichts »Bussard«, das die 1960 in Istanbul geborene und ab 1963 in Karlsruhe aufgewachsene Lyrikerin Zehra Çirak verfasst hat, ist alles andere als eindeutig, und selbst wenn man den gesamten »Bussard«-Text kennt, wird er nicht eindeutiger.<sup>24</sup> Aber er ist schön. Der scheinbar falsche Buchstabe im Wort kann entlarvend sein, kann unerwartete Wortbedeutungen freilegen. So wie hier. Und ist die Uneindeutigkeit, positiv formuliert: der Reichtum, die Polyvalenz, die Mehrdeutigkeit, die (mindestens) Doppelbödigkeit von Wort- oder Satzbedeutungen nicht ein wesentliches Kennzeichen poetischen Sprechens? Speist sich die Schönheit eines Gedichts nicht auch aus der Uneindeutigkeit seiner Sprachbedeutungen?

#### Literatur als Augenöffner

Die aus anderen Sprachen kommenden SchriftstellerInnen, die das Deutsche als ihre Literatursprache gewählt haben, stehen für eine Literatur, die sich von statischen, starren und letztlich überholten Konzepten wie dem traditionellen Heimatbegriff verabschiedet hat und damit der globalisierten



Iris Wolff lebt heute in Freiburg und hat für ihren letzten Roman *Die Unschärfe der Welt* zahlreiche Preise erhalten.



Zehra Çirak auf der Frankfurter Buchmesse im Oktober 2009

Welt von heute in vieler Hinsicht gerechter wird als eine Literatur, die das Andere ignoriert oder es lediglich als mehr oder minder exotisches Beiwerk gelten lässt. Ihre Arbeiten zeigen, dass man in mehr als einer Stadt, in mehr als einer Kultur und in mehr als einer Sprache beheimatet sein kann und dass sich so etwas wie Identität nicht länger einzig und allein an Herkunft und Lebensweg festmachen lässt. Eine intensive Beschäftigung mit dieser Art von Literatur wird den meisten ihrer LeserInnen die Augen – und vielleicht auch die Herzen – öffnen und sie begreifen lassen, dass es durchaus nicht so einfach ist mit der Heimat, wie man sich das einst vielleicht gedacht hatte. Literatur schafft neue Wirklichkeiten, ist aber immer auch ein Spiegel der gesellschaftlichen Entwicklungen und Realitäten. Und die sind ständig im Fluss. Wer das nicht wahrhaben oder sich den Konsequenzen des Wahrgenommenen nicht stellen will, wird über kurz oder lang ins soziale Abseits geraten. »Denn man kann zur Globalisierung stehen, wie man möchte – dass sie stattfindet, lässt sich nicht ignorieren,« heißt es in einem gelehrten Buch, das sich mit Literaturen und Kulturen des Globalen beschäftigt.<sup>25</sup> »Die Welt wächst enger zusammen, wird in der subjektiven wie objektiven Erfahrung kleiner, und auch weit entfernte Orte und Menschen werden leichter erreichbar. Gleichzeitig nimmt das Bewusstsein zu, dass wir in einer gemeinsamen Welt leben.«<sup>26</sup>

Selbstverständlich wird und soll man die Werke des wunderbaren und auf seine Weise weltoffenen Johann Peter Hebel, die Gedichte Eduard Mörikes oder die Prosa des urschwäbischen Sprachgenies Thaddäus Troll weiterhin lesen und genießen. Zugleich aber wäre es an der Zeit, auch andere, neuere, vielleicht zeitgemäßere Texte wahrzunehmen. Das Lesen guter Literatur, verfasst von Autorinnen und Autoren anderer Sprachherkünfte, kann entscheidend dazu beitragen, sich von traditionellen Vorstellungen zu lösen, neue Blickrichtungen zu wagen und mehr Vielfalt zuzulassen. Auch und gerade in der alten Heimat.


  
 Stadt Böblingen
   
 Raum für Taten und Talente



**POESIE DER BEWEGUNG**
  
 7. NOVEMBER 2021 – 20. MÄRZ 2022

**STÄDTISCHE GALERIE BÖBLINGEN**
  
 Zehntscheuer / Pfarrgasse 2
   
 Online-Logbuch zur Ausstellung:
   
[www.staedtischegalerie.boeblingen.de](http://www.staedtischegalerie.boeblingen.de)
  
 ÖFFNUNGSZEITEN: Mi - Fr 15 - 18 Uhr
   
 Sa 13 - 18 Uhr • So+Fei 11 - 17 Uhr

## Über den Autor

Klaus Hübner lebt in München als Publizist, Literaturkritiker und Redakteur der Zeitschrift »Literatur in Bayern« sowie der Halbjahresschrift »Spiegelungen«, die das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) der Universität München herausgibt. Von 1984 bis 2016 arbeitete er als Redakteur der Zeitschrift »Fachdienst Germanistik«, von 2003 bis 2017 war er Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung. Ein Großteil seines publizistischen Werks wird in dem Buchprojekt »Kein Twitter, kein Facebook. Von Menschen, Büchern und Bildern« (2020/21) dokumentiert (Band 1: Hippies, Prinzen und andere Künstler; Band 2: Kaiserschmarrn, Röschi und andere Schmankerl; Band 3: Bierkämpfe, Barockengel und andere Bavaresken; Band 4: Dermaleinst, anderswo und überhaupt).

Die Überschrift ist der Titel eines Essays von José F.A. Oliver. In: Ders.: Fremdenzimmer. Essays. Frankfurt am Main 2015. S. 35–51

## Anmerkungen

- 1 Hermann Bausinger/Konrad Köstlin (Hg.): Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur. Neumünster 1980. S. 20
- 2 Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Berlin 1993. S. 1628
- 3 Martin Walser: Heimatkunde. Aufsätze und Reden. Frankfurt am Main 1972. S. 40
- 4 Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Unter Mithilfe von Max Bürgisser und Bernd Gregor völlig neu bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin/New York 1989. S. 301
- 5 Vgl. Schwäbische Heimat, Heft 2021/1. S. 76
- 6 Vgl. ebd., S. 78f.
- 7 Vgl. Wilhelm Schmid: Heimat finden. Vom Leben in einer ungewissen Welt. Berlin 2021. S. 14
- 8 Gino Chiellino: Sich die Fremde nehmen. Lyrik. Kiel 1992. S. 21. Siehe auch: Ders.: Ich in Dresden. Eine Poetikdozentur. Dresdner Chamisso-Poetikvorlesungen 2001. Mit einem Nachwort von Walter Schmitz sowie einer Bibliographie. Dresden 2003. S. 30–32
- 9 Und erst im Kontrast, in der Konfrontation mit der Fremde und mit dem Fremden, kann das je Eigene begriffen werden. (Deshalb sind Heimatdichter, die ihre Heimat nie verlassen haben, so lächerlich.). Zitiert aus: Johannes Werner: Wilhelm Hausenstein. Ein Lebenslauf. München 2005. S. 106. Siehe auch: Klaus Hübner: Hippies, Prinzen und andere Künstler sowie Kaiserschmarrn, Röschi und andere Schmankerl (= Kein Twitter, kein Facebook. Von Menschen, Büchern und Bildern. Bände 1 und 2).
- 10 Helmut Glück (Hg.): Metzler Lexikon Sprache. Zweite Auflage. Stuttgart/Weimar 2000. S. 675f.
- 11 Immacolata Amodeo/Heidrun Hörner/Christiane Kiemle (Hg.): Literatur ohne Grenzen. Interkulturelle Gegenwartsliteratur in Deutschland – Porträts und Positionen. Sulzbach/Ts. 2009. S. 86
- 12 Ebd., S. 105. Vgl. auch S. 202 und S. 231

- 13 Marica Bodrožić: Sterne erben, Sterne färben. Meine Ankunft in Wörtern. Frankfurt am Main 2007. S. 12
- 14 Ayeda Alavie: Ein Bild von mir. Kurzgeschichten. München 2020. S. 7
- 15 Immacolata Amodeo/Heidrun Hörner (Hg.): Zu Hause in der Welt. Topographien einer grenzüberschreitenden Literatur. Sulzbach/Ts. 2010. S. 7
- 16 Jedes Wort ist eine Übersetzung. Gespräch mit Zsuzsanna Gahse. In: Klaus Hübner: Kaiserschmarrn, Röschi und andere Schmankerl (= Kein Twitter, kein Facebook. Von Menschen, Büchern und Bildern. Band 2). Winnert 2020. S. 133–137, hier S. 133
- 17 Zsuzsanna Gahse: Andererseits. Salzburger Stefan Zweig Poetikvorlesung. Band 7. Nachwort von Kurt Neumann. Wien 2020. S. 81
- 18 Zsuzsanna Gahse: Erzählinself. Reden für Dresden 2008. Mit einem Nachwort von Walter Schmitz sowie einer Bibliographie. Dresden 2009. S. 76
- 19 Iris Wolff: Die Erinnerung besitzt sämtliche Schlüssel. Essay. <https://www.freiburg.de/pb/1270172.html>
- 20 José F.A. Oliver: Mein andalusisches Schwarzwald. Essays. Frankfurt am Main 2007. Ders.: Fremdenzimmer. Essays. Frankfurt am Main 2015
- 21 José F.A. Oliver: Mein andalusisches Schwarzwald. Essays. Frankfurt am Main 2007. S. 18f.
- 22 Ebd., S. 27
- 23 Ebd., S. 54
- 24 Zehra Çirak: Bussard. In: Viele Kulturen – eine Sprache. Adelbert-von-Chamisso-Preisträgerinnen und -Preisträger 1985–2009. Hg. von der Robert Bosch Stiftung. Stuttgart 2009. S. 57. Siehe auch: Klaus Hübner: Eindeutig? Poetisch! Über die Wortkünstlerin Zehra Çirak. In: Hippies, Prinzen und andere Künstler (= Kein Twitter, kein Facebook. Von Menschen, Büchern und Bildern. Band 1). Winnert 2020. S. 222–224
- 25 Ulfried Reichardt: Globalisierung. Literaturen und Kulturen des Globalen. Berlin 2010. S. 21
- 26 Ebd., S. 56



Foto: Reinhard Wolf, Marbach/N.

**SHB** SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

Ihr Ansprechpartner zum Thema „Stiftungen, Spenden und Nachlässe“:

Geschäftsführer Dr. Bernd Langner  
Schwäbischer Heimatbund e.V.

Weberstraße 2, 70182 Stuttgart  
Tel. 0711 23942-0

[langner@schwaebischer-heimatbund.de](mailto:langner@schwaebischer-heimatbund.de)  
[www.schwaebischer-heimatbund.de](http://www.schwaebischer-heimatbund.de)